

Transkription der Diskussionen des vierten Methodenforums „Evaluation. Theorie und Praxis“ am 13.06.2006.

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **Prof. Dr. Peter Schmidt** „Kausalität und Intervention. Grundlagenprobleme und Anwendung auf ein Feldexperiment.“

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Ja, vielen Dank Peter Schmidt. Man merkt natürlich, dass die lange Erfahrung in der Lehre in Wien natürlich in der Regel Workshop-Charakter hat und die Präsentation war von der Reichhaltigkeit durchaus auf diesem Niveau angesiedelt, was natürlich immer einen Zielkonflikt erzeugt. Wir machen jetzt ein Evaluationsprojekt, insofern, dass wir intervenieren, einfach dass wir diesen Durchgang auch tatsächlich durchführen. Wir wollen auch schnell die Diskussion hier fürs Plenum öffnen, vielleicht eine Frage zu Beginn aus meiner eigenen Forschungserfahrung: du hast darauf hingewiesen, auf die Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit von Meta-Analysen im Kontext von solchen Evaluationsstudien und hast auch mit Recht betont, dass da diese neueren Ansätze wie Strukturgleichungsmodelle operieren, die zumindest versuchen kausale Effekte zu kontrollieren, die natürlich eine Verbesserung darstellen. Wie würdest du Kumulationseffekte beurteilen, wie ich sie glaube, über 10-15 Jahre teilweise, beobachten zu können, im Bereich der bereits angesprochenen Mediengewaltforschung. Das sind Studien, in denen überprüft wurde, ob die Korrelation zwischen dem Fernsehkonsum und der Aggressivität stabil bleibt. Die hat dann variiert zwischen den Ländern: die war dann in Israel etwas höher und in den USA etwas höher und in Deutschland etwas niedriger, in Österreich dann im Mittelfeld angesiedelt. Und dann wurde natürlich kumulativ immer wieder derselbe Schluss gezogen: die Studien belegen eine Gewaltwirkung der Medien. Was aber schon im Ansatz falsch ist und durch die Kumulation auch geheilt werden kann. Welche Gefahr, das ist meine Frage, siehst du bei schlecht gemachten Meta-Analysen im Bereich der Bildinterpretationen von Korrelationen im Hinblick auf eine nicht klar erkennbare kausale Wirkungsrichtung; in vielen Fällen, was die variierende Korrelation in der Regel gemacht hat, die Doppel-Interpretationsmöglichkeiten?</p>
Prof. Dr. Peter Schmidt	<p>Diese Frage stellt sich sehr wohl, unter einem höheren wissenschaftlichen Mäntelchen. Dass eine Aussage, die gar nicht so gemacht werden darf, gemacht wird. Aber, bei den Meta-Analysen muss man natürlich beachten, dass in der Richtung steht, dass man die Ergebnisse sozusagen integriert, also Durchschnittskorrelationen bildet, sondern man soll auch das Design, d.h. die Aussage selber kritisch überprüfen und das ist da nicht gemacht worden. Deswegen habe ich auch gesagt, wie wichtig experimentelle Versuchspläne sind. Ich würde immer sagen, wenn ich eine Feldstudie habe (...) man basiert ja auch nicht in der Medizin auf reinen mathematischen (...) das wird auch teilweise gemacht, aber mit problematischen Konsequenzen. Da würde man auch fordern „wir müssen zuerst einen harten experimentellen Befund haben“, bei den Längsschnittstudien und bei den Interventionsstudien. Und nur wenn wir kombiniert zu</p>

	<p>einem entsprechenden Ergebnis kommen, kann ich das sagen. Denn bei einer korrelativen Feldstudie kann ich über Kausalität eigentlich nichts sagen, da ist nichts getestet, weil bei denselben Daten auch das Modell anders rum sein kann. Da gebe ich dir absolut Recht. Das heißt, das Problem ist bei der Meta-Analyse nur darauf fokussiert, die Korrelationen zusammen im Durchschnitt zu rechnen. Dann hat sie ihren Job schlecht gemacht, weil im Design, bezogen auf die zu untersuchende Fragestellung nicht kritisch hinterfragt wurde. Das sollte man nicht machen. Ich habe da viel drüber nachgedacht: ich denke die Sozialwissenschaften dürfen nicht so schnell der Praxis gegenüber arrogant auftreten oder sagen „na, ja das ist nicht unsere Sache“, weil in der gesellschaftlichen Praxis braucht man Problemlösungen. Natürlich können wir die zum Teil nicht so einfach liefern, aber unser Feld ist schlecht bestellt, weil wir so wenig kumulatives Wissen haben. Es kann nicht sein, und ich glaube das würde auch die Gesellschaft nicht akzeptieren, wenn wir Millionen und Millionen Euro verforschen und am Ende steht immer „further research is needed“. Weil das natürlich zur Freude der einzelnen Forscher beiträgt und die haben auch ein gutes Leben, wenn sie da interessante Projekte machen. Aber den Job der Akkumulation von Wissens, den haben wir nicht gut gelöst, finde ich. Das war der Grund, warum ich mich mit so was beschäftige und sage auch: die ganze Methodenausbildung ist unzureichend, weil wir ja auch nicht nur Grundlagenforscher ausbilden, sondern 90%, zumindest in Deutschland, der Studenten gehen in die gesellschaftliche Praxis; sogar 95%. Höchstens 5% gehen zu Forschungsinstituten von Universitäten. Und diese 95% müssen besonders stark mit so was ausgebildet sein, finde ich. Und nicht nur in der normalen Sozialforschung.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Auch im grundsätzlichen Bezug auf Kumulationstechnik sollte (...) also das kann nicht bedeuten, dass man sozusagen kumuliert, das was man sowieso an Erkenntnis und Sicherheit hat und dann sagt, ab einer gewissen Anzahl von Studien ist es dann sozusagen eine höhere Evaluationsweise. Da muss man dann sehr kritisch sein bei der Interpretation der Daten.</p>
Prof. Dr. Peter Schmidt	<p>Absolut richtig. Absolut zustimmend. Das Design, welche Hypothesen sind da überprüft worden, ist das Design überhaupt in der Lage dazu?</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Gibt es Fragen, Beiträge? Bitte.</p>
Frage/Anmerkung aus dem Plenum	<p>Trotz der Qualifikation, die Sie jetzt gerade hinzugefügt haben, kann es nicht darum gehen, einfach Durchschnittskorrelationen über multiple Studien hinweg zu berechnen und das als Meta-Analysen zu verkaufen. Sie sehen natürlich sehr wohl dabei, dass dieses Problem auch ein Äpfel-und-Birnen-Problem werden kann. Ja, wenn die Designs unterschiedlich sind. Jetzt aber die nächste These, wenn ich einmal sage, ich gehe noch gar nicht in die Meta-Analyse mit dem Versuch, wo Sie sagen, Mittelwerte und Durchschnitte zu bilden, sondern ich gehe ganz gezielt anders herum hinein und sage: Analyse für Analyse, unterschiedliche Ergebnisse, woher kommt der Unterschied? An das Design, an der Operationalisierung, an der Fokussierung der Fragestellung, an der Probanden, was auch immer dabei sein mag. Was sagen Sie zu der These? Gerade dort ist jetzt in der Entwicklungsperspektive der Erkenntnisgewinnung, die Chance zur Erkenntnisgewinnung, letzten Endes größer als bei der Meta-Analyse.</p>
Prof. Dr. Peter	<p>Ja, ich würde sagen, es kommt darauf an. Und zwar deswegen</p>

Schmidt	würde ich sagen, es kommt darauf an, weil die Meta-Analyse die neueren Techniken ja eigentlich (...) auch die Vertreter sagen, was Sie sagen, das müsste gemacht werden, durch die Multi-Level-Analyse, indem man auch das versucht zu quantifizieren. Also Ihre Punkte sind absolut zentral, weil man natürlich sagt, man muss gucken, was sind die spezifischen Bedingungen, wo die Studien sich unterscheiden: Stichprobe, Datenerhebungsmethode usw. Und dann versucht man das, (...) natürlich kann man nicht alles kontrollieren, aber Sie haben ja recht, das muss man kontrollieren. Und das würde man durch so eine Multi-Level-Analyse mit als Faktoren rein nehmen und kann dann quantifizieren: was ist denn der Effekt der Datenerhebungsmethode, was ist der Effekt davon und davon, damit man nicht unkritisch die Äpfel und Birnen zusammenfasst. Das ist also der Weg, der auch in der neueren Literatur immer empfohlen wird. Auch die interne Kritik ist genau, wie Sie sagen, in der Meta-Analyse, dass man es so nicht weitermachen kann, sondern diese spezifischen Bedingungen, wo Studien sich unterscheiden, versucht, aufzunehmen, zu kodieren die Studien und die Variablen in die Analyse miteinzubeziehen. Ein Beispiel, was ich sehe ist Joop Hox von Utrecht.
Frage/Anmerkung aus dem Plenum	Zwei Sachen können gemeinsam von einer dritten Sache abhängen usw. Es geht jetzt wohl darum, herauszubekommen, wieweit gewisse Effekte der Datenerhebung, Interventionen, wie man es nennen will, hier einen Einfluss haben. Sozusagen, die normalerweise angenommene Abhängigkeit umkehrt. Ein Beispiel: wenn ich Temperatur und Pflanzenwachstum beobachte, so weiß ich genau, dass das Pflanzenwachstum nicht die Temperatur beeinflusst, sondern umgekehrt, die Temperatur das Pflanzenwachstum, normalerweise. Also da tritt diese Frage nicht auf. Bei diesen Fragestellungen, die hier hervorgebracht wurden, ist es sehr richtig, dass die Intervention einen Einfluss ausüben kann. Hier gilt es, plausible Abhängigkeitsverhältnisse in irgendeiner Form beeinflusst. Ich glaube, Sie haben mich richtig verstanden. Dann ist das eigentlich eine sehr einfache Sache, die man ja zum Teil, ich möchte sagen, methodisch bereits kennt, wer wissenschaftlich gearbeitet hat, vermutlicherweise. Ich sehe ein, dass man auch viele Fehler macht (...) außer im einzelnen, sehr begrüßenswerte, methodische Fortschritte und Aufklärung im Einzelnen. Aber was soll ich dazu sagen? Genau das, was ich vorhin gesagt habe.
Prof. Dr. Peter Schmidt	Der Punkt ist, dass man unterscheidet: einmal haben die Psychologen meist Korrelationen akkreditiert und die neueren Verfahren der Meta-Analyse wollen auch sozusagen asymmetrische Beziehungen, Koeffizienten, wirklich Regressionskoeffizienten integrieren. Und das ist dann schon wichtig, finde ich, für jede Wissenschaft so was wie eine Kumulation zu haben. Und natürlich ist das Experiment nichts Neues, Korrelation ist nichts Neues, diese Kausalinterpretationen sind nichts Neues, absolut richtig, was Sie sagen. Nur, wir stehen ja jetzt vor dem Problem, wenn die Gesellschaft n- oder x-Probleme hat, ob Arbeitslosigkeit oder, ich brauche sie nicht alle aufzuzählen, dann stellt sich hier schon die Frage, welchen Beitrag leistet die Wissenschaft dazu und wie kommt der genau rein? Welche Rolle spielen die Theorien? Mit Theorien direkt kann man keine praktische Maßnahme ableiten, das kann jeder sofort sehen. Und dann ist die Frage, wie kommt man zu diesen Aktionshypothesen, wie wird Wissen kumuliert. Wird denn

	<p>überhaupt in der Soziologie überhaupt Wissen kumuliert? Es gibt viele Einzelstudien. Kumuliertes Wissen ist gar nicht soviel da. Ich meine in der Kommunikationsforschung, da in dem Beispiel, gibt es das auch, da gibt es auch die methodische Kritik wahrscheinlich dran, dass man sagt, dass die Kausalität nicht so klar ist. Aber Interventionsstudien in der Wirklichkeit gibt es wahrscheinlich auch nicht so viele. In der Kommunikationswissenschaft sicher mehr als in der Soziologie oder der Politikwissenschaft, zumindest in der Deutschen.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Da gibt es natürlich ethische Barrieren.
Prof. Dr. Peter Schmidt	Aber in der Resozialisierung, da kann man es ja machen. Da ist es kein Problem.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Wenn sonst keine Fragen sind, würde ich noch gerne eine stellen. Also ganz zentral scheint ja die Frage der Synthese von Wissen. Ich sehe da zwei grundlegende Möglichkeiten der Kumulation und der Verknüpfung und Synthese. Auf der einen Ebene, wo ich auch die Probleme im Hinblick auf die herkömmlichen Meta-Analysen angesprochen habe. Könnte man sagen, dass die Kumulation bei den experimentellen Studien nicht so irrtumsanfällig ist wie bei den Feldstudien; das scheint mir nämlich so der Fall zu sein. Was dann auch umgekehrt bedeuten würde, würdest du zustimmen, dass es lohnenswert ist, gerade Serien von experimentellen Designs zu entwickeln, die dann ein Problem von unterschiedlichen Seiten zu beleuchten vermögen, aber nicht dieses Urproblem der Kausalitätsrichtung mit sich führen, weil sie ja von Natur aus einfach stärker gegen Irrtumsmöglichkeiten geschützt sind. Und die zweite Frage: die Möglichkeit zur Synthese, die bei diesem Campbell-Konzept eine Rolle spielt, wo es sozusagen über die Gesamtsetzung von Evaluatoren läuft, zieht Praktiker mit ein. Wie passt das zu dieser logischen Frage der Verknüpfung von Wissensbeständen im Hinblick auf Kausalität, die wir eben gerade angesprochen haben?</p>
Prof. Dr. Peter Schmidt	<p>Also, wenn ich es recht verstanden habe, waren es zwei Punkte: der Letzte war die Praktiker und vorher war die Frage der Experimente, wenn ich es recht verstanden habe. Also zur ersten Frage würde ich sagen, gar keine Frage. Also zum Beispiel das Bundesverkehrsministerium in Deutschland sagt, es gibt 50 Maßnahmen im Verkehrsbereich und wir geben dauernd Milliarden aus, im Sozialbereich sind es sogar 80 Milliarden für Arbeitsmarkt und Politik. Und die Ökonomen sagen, wir wissen überhaupt nicht, ob es irgendeinen Effekt hat. Wurde nie geprüft, weil es einfach eine ideologische Entscheidung war. Immerhin 80 Milliarden Euro sind viel Geld und es gibt keinerlei empirische Erkenntnisse in Deutschland für irgendeine Maßnahme. Hat sich die Gesellschaft bisher so geleistet. Und natürlich, das ist mein Argument, wenn wir in die Politikwissenschaft/Soziologie Wissenschaft reinbringen wollen und wir glauben, dass es wissenschaftliche Standards gibt, dann müssen wir Interventions-/Evaluationsmaßnahmen (...) dann müssen wir mehr experimentell arbeiten. So wie bei Hartz 4 jetzt mit den entsprechenden dramatischen Ergebnisse zum Teil, war alles falsch. Und von daher ist das Experiment sehr wichtig, weil man die Kausalität viel besser kontrollieren kann als in Feldstudien; so wie du sagst mit der Korrelation. Das wäre mein Plädoyer, man kann mehr experimentell arbeiten, auch in der Schule: in der Bildung war es ja auch mal so ideologisch. Anstatt, dass man guckt, welche Verfahren sind da, um Chancengleichheit zu verändern. Und das nicht ideologisch entscheidet, sondern</p>

	guckt bei der Schulleistung, und das wurde auch nicht ernsthaft gemacht, bis heute in Deutschland. Und zum zweiten Punkt: da war die Idee, die Praktiker kennen ja meist die technischen Sachen nicht so, wenn die nicht so ausgebildet sind in statistischen Verfahren. Aber was sie gut können, ist, dass sie das Endergebnis, d.h. was für Maßnahmen sind am Anfang also plausibel hineingesteckt worden, was wird empfohlen; dass sie das gut einschätzen können, wenn sie auf diesem Gebiet wirklich tätig sind. Da können sie sagen, da ist was Wichtiges vergessen worden, das ist nicht plausibel, da sind wichtige Nebenwirkungen vergessen worden, also nicht nur in der Medizin. Deswegen haben sie da speziell ihre Rolle, weniger im methodischen Kern der Wissensproduktion, weil man da Spezialist sein muss, was man normalerweise als Praktiker nicht ist.
o. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Schulz	Es gibt schon sehr eindrucksvolle Beispiele der Meta-Analysen. Wenn ich an die „reports of happiness“ von Verhoeven denke, der ein ganzes Buch schreibt über Hunderte von „happiness“-Studien. Das ist natürlich ein Fall einer sehr großen Vielfalt der unabhängigen Variablen, die dann einzeln behandelt werden. Bildung, Ehe, Variablen usw. Das ist natürlich technologisch schwerer umzusetzen, als wenn man eine Meta-Analyse hat, wo ich nur eine einzige abhängige Variable habe, oder wo nur einige wenige Variablen untersucht werden.
Prof. Dr. Peter Schmidt	Verhoeven ist auch eine Ausnahme, finde ich. Der hat sein ganzes Leben der Lebensqualität verschrieben. Sozusagen und hat sich darauf konzentriert alles, was mit der Welt zusammenhängt. In den meisten Gebieten gibt es keinen Verhoeven, der sozusagen ein ganzes Feld so systematisch aufbereitet, um eine Übersicht zu geben. Das ist das Problem.
o. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Schulz	Hat auch sehr viel Fortschritt gebracht.
Prof. Dr. Peter Schmidt	Ja, hat er gemacht. Wissenssynthese.

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **o. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Schulz**:
Evaluationsforschung - Evaluationspraxis. Kriterien eines methodisch aufgeklärten "social engineering"

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Vielen Dank, Herr Schulz für das sehr instruktive Referat. Evaluationskriterien, das war das Stichwort, das Sie uns aufgegeben haben. Wo kriegen wir die her? Da gibt es also Auftraggeber und die haben natürlich irgendeinen Problemdruck und eine Problemdefinition. Und was mich jetzt interessieren würde, weil ich sehe, wie skeptisch Sie aus Ihrem Vortrag insgesamt sprechen, lassen sich überhaupt konsensuale Kriterien finden und definieren. Und sollte man überhaupt danach suchen, nach Konsensualen? Das wäre die nächste Frage. Würden Sie wenigstens so weit zustimmen, dass es schon um die Frage geht, dass man Evaluation (...) dass man nicht mehr zu fragen hat, für wen, sondern zur Lösung welchen Problems. Und wo liegt das Problem?

o. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Schulz	Da gibt es diese ganze Soziologie der sozialen Probleme, das war eine Zeit lang ein großer Knüller. Also man muss ein Problem zuerst wahrnehmen, man muss ein Problem richtig definieren, man muss dem Problem eine gewisse Ursache zuweisen und das Ganze ist enorm politisch handelbar, veränderbar. Indem ich ein Problem definiere, kann ich schon eine bestimmte Richtung vorgeben. Also für mich waren die Anfänger-Studenten nie ein Problem in den großen Hörsälen, wenn man die hat, weil ich finde, es ist besser ein Student in einem großen Hörsaal, ein zwei Semester als arbeitslos. Also das war immer meine Meinung. Ich war nicht dafür, diese ganze Population auszuschließen.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Also es ist relativ, ob man einfach darauf zielt z.B. die Durchlaufgeschwindigkeit der Studiengänge zu optimieren, weil es kann ja auch für die Gesellschaft sozial verträglich sein, dass einige Langzeitstudenten dann zumindest keine Bomben schmeißen, um es überspitzt zu sagen. Das bringt mich natürlich gleich auf die Anschlussfrage noch mal mit den Kriterien, auf Ihr Modell mit Ästhetik der Stadtentwicklung. Wäre das aus Ihrer Sicht jetzt auf eine Problemsituation anwendbar, wie wir sie in den Pariser Vorstädten jetzt in den letzten Monaten mehrfach beobachten konnten. In der es ganz offenbar um Integrationsprobleme der Gesellschaft geht. Jetzt könnte man sagen, das liegt alles am ästhetischen Ambiente. Das ist ja auch in bestimmten Phasen der Stadtentwicklung so gesehen worden. Wie würden Sie jetzt mit Ihrem Modell und der Perspektive (...)
o. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Schulz	<p>Ich habe ja kein Modell. Ich habe ja nur verschiedene Forschungen vorgestellt. Bezüglich der Integration ist ja Österreich ein jämmerliches Beispiel wie man das in der Öffentlichkeit sozusagen handhabt. Wir haben hier ausgezeichnete Integrationsforscher auf der Universität und da werden ausländische Experten eingeladen, die im Fernsehen sich es zu sagen trauen, sie werden aufgrund der bisherigen Schritte ein Modell, eine Theorie der Integration entwickeln. Als ob es hier nicht einen festen Kanon gibt, was die soziale, die arbeitsmäßige, die kulturelle, sprachliche Integration angeht. Es gibt das ja alles, wir haben das ja alles drauf; es wird so getan, als ob es das alles nicht gäbe. Das sind z.B. Fehler, die eigentlich nicht passieren sollten. Das wird jetzt noch lange dauern, bis man das wieder ausbügelt. Man weiß das auch in Frankreich.</p> <p>Ein anderes Beispiel: religiöse Integration. Man weiß genau, dass die Religion der Gastarbeiter ein desintegrativer Faktor ist. Man traut sich es nur nicht zu sagen. Wir haben einen türkischen Studenten hier gehabt, der hat hier eine Dissertation gemacht und hat festgestellt, die streng gläubigen Muslime haben keine österreichischen Freunde und es interessiert sie auch die Kultur nicht und sie bleiben alle unter sich. Dieser Dissertant hat in Vorarlberg diese Untersuchung gemacht und dann wollte er sie in Wien machen, ist zum Präsident des Stadtschulrates gegangen, das war damals Herr Scholz und der hat gesagt, da muss ich mit dem Abdul Rahim-Sai reden. Und der Abdul Rahim-Sai hat gesagt, wir können im Bezug auf die religiösen Vorstellungen unserer Gläubigen eine solche Befragung nicht zulassen. Diese Befragung wurde auch nicht zugelassen. Wenn man die Wissenschaft in der Weise als Problemlösungsinstrument so behandelt, dann braucht man sich auch nicht erwarten, dass man auch keine Problemlösungen bekommt. Das war bitte vor sechs, sieben Jahren. Mit dem jetzigen Präsidenten der islamischen Glaubensgemeinschaft habe ich übrigens auch keine guten</p>

	<p>Erfahrungen. Da habe ich ihn in einer öffentlichen Diskussion über Toleranz und Religion mit 200 Leuten im Rahmen einer Ausbildung der Gemeindebediensteten gefragt, was er von der Klitoris-Beschneidung hält und darauf hin hat er mir gesagt, dass das nichts mit dem Islam zu tun hat, das sei ein afrikanischer Brauch. Da mag er Recht haben, aber dann hat er gleich nachgelegt und dann hat er gesagt, das ist ja nur eine Maßnahme, um die aggressive Sexualität der Frau zu bekämpfen. Und alle sind drinnen gesessen und haben nichts gesagt, und das ist die Situation. Bitte, was soll ich dazu sagen? Ich als Professor werde nicht rausgehen und ihm eine reinhauen, was ihm eigentlich gebührt hätte. Aber vielleicht, in der Zwischenzeit, denkt er anders. Auch die Konferenz der Imame in Wien hat diese Maßnahme gerügt und hat sich dafür ausgesprochen, sie zu bekämpfen; das muss man fairerweise dazusagen. Man müsste schon tätig werden in der Richtung. Religion ist kein wirklich guter Faktor und Arbeitslosigkeit auch nicht. Man weiß ja genau wie hoch die Arbeitslosigkeit dieser Pariser Jugendlichen ist. Man kann nicht Leute in die Schule schicken und dann sagen, man braucht sie nicht. Zuerst gehen natürlich die Ausländer auf die Barrikaden und es ist nur die Frage, wann gehen unsere Leute auf die Barrikaden, wenn man sie auch nicht braucht.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Darf ich vorsichtig deuten, dass Sie nicht beanspruchen, mit der Studie über die Wiener Stadtzufriedenheit in den verschiedenen Regionen sozusagen das projizieren auf Pariser Verhältnisse des Jahres 2006. Aber es wäre natürlich schon eine grundsätzliche Frage der Übertragbarkeit generell von solchen Forschungsergebnissen. Weil letztendlich wir ja immer bestrebt sind auch zu einer gewissen, ich möchte nicht sagen, Generalisierung zu kommen, aber doch zu einer stabilen Erkenntnis, die nicht nur für einen Tag und in einer ganz bestimmten Situation Gültigkeit besitzt, sondern eine gewisse begrenzte soziale Aussage zulässt, also die Stabilität dann auch hat. Aber ich möchte hier nicht die Diskussion monopolisieren, manipulieren oder instrumentieren oder intervenieren, sondern Sie natürlich vor allen Dingen ermutigen, tätig zu werden. Gibt es Fragen?</p> <p>Das scheint nicht der Fall zu sein. Dann würde ich Ihnen an der Stelle ganz herzlich für Ihren Vortrag danken wollen. Wir haben jetzt 10 Minuten Pause und setzen dann fort.</p>

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **ao. Univ.-Prof. Dr. Dr. h.c. Roland Burkart / Dr. Lieselotte Stalzer**: „Zur Effektivität von Public Relations. Von punktueller Überprüfung zur Modellevaluation?“

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Wir haben das Problem, dass der Roland Burkart natürlich fürs Plenum einen Ball im Grunde gespielt hat, der als Angebot zum Diskurs verstanden werden muss und wir die Diskurszeit eigentlich schon aufgebraucht haben, was im Übrigen nicht sehr verständigungsorientiert ist, wenn ich das hier mal so anmerken darf. Aber trotzdem sollten wir uns 5 Minuten nehmen,

	<p>wenigstens das gestellte Problem zu diskutieren, weil ich es für sehr relevant halte. Und in der sozialwissenschaftlichen Forschung tritt es in allen Ebenen immer wieder auf. Und die Frage ist, wie der Roland hier auch mit Recht, glaube ich, zugespitzt hat und deswegen stelle ich sie auch gar nicht dem Referenten, sondern ins Plenum hinein, weil hier die geballte sozialwissenschaftliche methodische Intelligenz in Wien und anderswo versammelt ist. Wie kann man das Problem vom Roland Burkart lösen? Ist es durch eine Ausdifferenzierung von Messzeitpunkten denkbar, müsste man Meta-Studien versammeln, die irgendwie kumulativ das Wissen generieren oder und das wäre die dritte Möglichkeit, die denke ich Sinn macht, müsste man an bestimmten Stellen modellalternative Interventionsstrategien entwickeln? Das würde dir natürlich als verständigungsorientierter Öffentlichkeits-theoretiker nicht passen, aber wäre vielleicht für die Modellevaluation eine Variante. Also nicht nur die Effektivität des eigenen Handelns im Auge haben, sondern quasi experimentelle Situationen herstellen, in denen Alternativen getestet werden können. Ich will hier nicht die Antworten vorwegnehmen, sondern einfach das Problem hier noch mal vorgegeben und hoffe jetzt auf ein, zwei Wortbeiträge, die wir uns jetzt einfach gestatten, um die Verständigung nicht an dieser Stelle einfach abschneiden zu müssen. Gibt es dazu Beiträge?</p>
<p>Prof. Dr. Peter Schmidt</p>	<p>Ich habe da noch mal eine Frage, wenn ich das richtig verstanden habe, sozusagen das Modell, dann sind ja hier im Unterschied zur Black-Box-Evaluation verschiedene Aspekte im Gegensatz zu einer Black-Box-Evaluation, die wichtig sind, aufgeführt worden. Was ich jetzt noch nicht verstanden habe, inwieweit man das jetzt in eine Theorie einbettet, inwieweit sich die untereinander auch immer beeinflussen, und was da die letzte Zielvariable ist? Und jetzt unabhängig von der Frage, ob man das jetzt (...) das ist mir natürlich einleuchtend, dass ich jetzt eine Firma oder eine Organisation nicht so schnell beeinflussen kann, damit zu experimentieren, mit vier, fünf Gruppen. Das ist sehr schwer, das leuchtet mir sofort ein. Deswegen gibt es vielleicht so wenige Experimente. Aber der erste Punkt, für das Verständnis, wie das zusammenhängt, damit ich das im Modell einbette, weil es war mir nicht klar, wie das Modell genau aussieht. Ich sehe, dass die alle eine Rolle spielen: ist das jetzt ein sequentielles Modell mit einem Aufbau, das dann in eine abhängige Variable mündet, wo das dann zeitlich, das eine eher da ist als das andere? Das würde ich gerne als Frage stellen, weil bin ich mir nicht sicher, ob ich das verstanden habe. Weil beim Habermas war das auch nicht klar.</p>
<p>Ao. Univ.-Prof. Dr. Roland Burkart</p>	<p>Sie haben richtig verstanden, dass ich das nicht dargestellt habe. Und Sie treffen auch sofort einen wunden Punkt, denn die Zusammenhänge zwischen diesen drei Dimensionen haben wir auch empirisch noch nicht wirklich erforscht. Ich kann aber sagen – mit ein wenig Erfahrung aus der Kommunikationsberatung: wir glauben schon, argumentieren zu können, dass in dem Moment, wenn das „was“ und das „warum“ wenig Zweifel produziert, das Vertrauen steigt.</p>
<p>Prof. Dr. Peter Schmidt</p>	<p>Da ist ein kausaler Wechsel gefunden worden?</p>
<p>Ao. Univ.-Prof. Dr. Roland Burkart</p>	<p>Ich glaube. Das trifft auch mit der Habermaschen Position zusammen: Vertrauen kann man nicht er-diskutieren, sondern Vertrauen muss wachsen. In dem Moment, wo der sich eben legitimiert, der Betreiber, in seinen Interessen und sagt: „Ich verspreche euch, dass wir reinkommen.“ Und man sieht auch am</p>

	<p>Fortschritt des Projekts, dass diese Versprechen eingehalten werden, dann wächst Vertrauen. Und bei den Sachverhalten ist es überhaupt, sage ich zunächst mal, ein simpler Punkt, weil das weiß jeder Kommunikator, er muss über die Sache etwas sagen und das andere nehmen sie nicht ernst. Und über die Sache wird oft zu viel geredet. Und wir haben dann gesagt, ihr braucht über die Sache nicht reden, es zweifelt niemand daran. Nur die Frage ist, die Legitimität des ganzen Projekts. Und das haben die in der Untersuchung, die ich im Hinterkopf hatte und vor 13 Jahren, das haben die nicht geschafft. Da gab es keine Diskussion dazu und darum war immer noch ein Vertrauensleck spürbar.</p>
Prof. Dr. Peter Schmidt	<p>Darf ich noch? Sonst frage ich einfach noch eine zweite Frage. Weil, wenn ich das jetzt richtig verstanden habe, dann wäre es jetzt zumindest möglich, was ja auch in der Evaluationsforschung auch zu selten gemacht wird, dass man sagt, selbst wenn ich jetzt mit der Stadt Wien zusammenarbeite oder mit Shell oder mit irgendeiner großen Firma, wenn ich das jetzt nicht genau in Experimente aufteilen kann, könnte ich doch mal sagen, ich kann die Uni benutzen als mein Experimentierfeld. Wenn ich jetzt wirklich ein Modell habe, das zerlegen, so wie in den alten Hovland-Experimenten. Wenn ich eine Vorstellung habe, wie das funktioniert, kann ich zumindest mal mit Studenten aus den verschiedenen Fachbereichen, systematisch die Einzelaspekte mal variieren, um die Stärke des Effekts auf die Endakzeptanz abzutesten; wie stabil das ist usw. Das wäre doch eine Möglichkeit. Dass man eine Serie macht, ich sage mal, in der Abteilung für Kommunikation, wo ich mit Studenten experimentiere. So wie man es im Prinzip in der Psychologie dauernd macht, da geht man vielleicht zu selten in die Wirklichkeit hinaus, testet nur Psychologie-Studenten. Aber die ganze moderne psychologische Forschung ist ja nur so aufgebaut. Und warum macht das die Kommunikationswissenschaft nicht auch?</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Wir haben ja nur 6500!</p>
Prof. Dr. Peter Schmidt	<p>Sie haben mehr als genug dafür. Aber im Prinzip (...) oder habe ich das nicht richtig verstanden? Könnte man nicht das machen? Ich gebe zu, das ist auch wieder ein extra Arbeitsaufwand.</p>
Ao. Univ.-Prof. Dr. Roland Burkart	<p>Das lag wahrscheinlich daran, dass der Lehrstuhl für empirische Kommunikationsforschung von Jürgen Grimm erst zwei Jahre existiert. Und das Modell schon viel älter ist und ich alleine dazu nicht in der Lage bin</p>
Prof. Dr. Peter Schmidt	<p>Aha, ja gut, dann kann man das ja arbeitsteilig machen.</p>
Frage/Anmerkung aus dem Plenum	<p>Aber ich kann mir auch soziale Kontexte vorstellen, z.B. einen Häuserblock in Wien, oder einen Gemeindebau, da ist es umgekehrt. Da wird das wer, wer etwas sagt und zu wem Vertrauen besteht, wird das den Wahrheitsgehalt sehr, sehr stark beeinflussen, also in diesem sozialen Kontext: also das ist der erste Aspekt. Der zweite ist mehr so theoretischer Art: wenn Sie sich auf Habermas berufen, also da gibt es ja vielmehr, als da vorgeworfen worden ist, dass er das Ideal der wissenschaftlichen Kommunikation, jetzt auf die ganze Gesellschaft projiziert und dass er zum Beispiel Herrschafts- und Machtstrukturen überhaupt nicht thematisiert hat. Suchen Sie das mal bei ihm, finden Sie gar nicht. Und es ist jetzt davon abhängig, ob da Hierarchien vorhanden sind, ob da Machtunterschiede sind. Also wenn Sie da in England eine Diskussion z.B. ansehen, was haben die</p>

	Arbeitsinitiativen oder Bürger organisiert? Müssen sich in ihrer Freizeit schwierige, komplexe Sachverhalte aneignen und kriegen dafür nichts bezahlt und Unternehmens- oder Universitätsangehörige machen das in ihrer Arbeitszeit, also das ist ein ganz großer Unterschied in der zur Verfügung stehenden Ressourcen. Und ich denke, dass das in unterschiedlicher Weise verschiedene dieser PR- und Kommunikationsprozesse beeinflussen wird.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Ich muss jetzt an dieser Stelle einfach intervenieren, das ist meine Verantwortung. Es ist schrecklich, ich weiß. Eine Antwort noch.
Ao. Univ.-Prof. Dr. Roland Burkart	Ich will mich der Antwort nicht verschließen. Sie haben völlig Recht, was Sie mit Habermas angeschnitten haben. Er argumentiert nicht empirisch. Er kümmert sich nur ganz grundsätzlich aus universalpragmatischer Perspektive um die idealtypischen Bedingungen von Verständigung. Und mit Öffentlichkeitsarbeit hat er schon gar nichts am Hut. Obwohl er im Vorwort zur Neuauflage seines "Der Strukturwandel der Öffentlichkeit" einige Positionen aus den 60er Jahren relativiert hat, ist er sicher kein PR-Berater geworden. Also das stimmt. Und das zweite, was ich sagen wollte, ich habe nur gemeint, ich selber habe keine Studie im Rahmen der Überprüfung des Modells zum Zusammenhang dieser Faktoren gemacht. Ich glaube schon, dass wir aus der Sozialpsychologie derartige Erkenntnisse haben, die ich wahrscheinlich vom Studium weg so internalisiert, sozialisiert habe und so argumentiere. Aber ich habe sie selber nicht empirisch erforscht, das habe ich damit sagen wollen.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Um den Herrschaften und Moderatoren freien Diskurs zu ermöglichen, jetzt noch eine Meldung bitte.
Frage/Anmerkung aus dem Plenum	Nur ganz kurz. Ich habe nicht verstanden, warum Ihr Modell die Veränderung über die Zeit (...) es ist sehr statisch und wenn sich z.B. ein Diskurs, ein öffentlicher politischer Diskurs verändert und das hat natürlich einen Einfluss darauf, wie etwas wahrgenommen wird und ob etwas akzeptiert oder legitimiert wird. Ich finde es hier nicht. Also diese Situationsabhängigkeit und Zeitabhängigkeit.
Ao. Univ.-Prof. Dr. Roland Burkart	Diese ist impliziert in diesen PR-Phasen. Es geht sozusagen von 0 bis 1 oder von 1 bis 100, die Information ist der Beginn. Viele sagen, vorher brauchen wir auch schon eine Art Evaluation, eine Situationsanalyse, wo stehen wir. Jemand will ein Projekt beginnen, er will einfach ein Gebäude aufstellen oder ein Grube graben, wo er Mist hineinschöpft. Und da ist irgendwo der virtuelle Beginn; hat natürlich auch alles eine Geschichte. Und da entwickelt sich jetzt ein Kommunikationsszenario. Ich sage immer, wenn ein Duftwassererzeuger PR macht für ein Duftwasser und irgendeine nettes Testimonial hernimmt und es fotografiert, braucht er wahrscheinlich keine verständigungsorientierte Öffentlichkeitsarbeit, außer es meldet sich Greenpeace oder Global 2000 und sagt, wisst ihr eigentlich, dass die Firma XY bei der Herstellung dieses Duftwassers ganz fürchterliche Tierexperimente macht und nur dann kriegen sie diesen Duft her. Dann haben sie ein Problem. Und wenn sie das im Vorhinein schon abschätzen können, dann könnten sie vielleicht überlegen, also entweder es gar nicht zu machen, in dem Beispiel. Aber wir wissen, das ist nicht die Realität, sondern Sie überlegen, wie kann man es legitimieren. Also ich habe dutzende Beispiele. ...dutzende Beispiele. Immer, wenn z.B. eine neue Bundesregierung ihre Arbeit aufnimmt, kommen Leute von Greenpeace und Global 2000

	<p>mit einer Petition, man möge doch die PVC-Erzeugung in Österreich stoppen. Denn die PVC-Herstellung ist umweltbelastend, da entsteht Chlorgas. In modernen Kanalsystemen finden aber heute vielfach Rohre aus PVC-Material Verwendung. Es geht also um die Frage, ob das vertretbar ist. Kann man die Erzeugung von PVC-Rohren legitimieren? Die PVC-Industrie hat daher längst Berechnungen über die umweltbelastende Herstellung alternativer Steinrohre angestellt... und jetzt beginnt der Kommunikationsprozess, den PR-Agenturen im Auftrag der PVC-Industrie initiieren... - Jetzt mache ich aber Schluss, denn ich muss in meine Vorlesung.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Roland ich danke dir. Nicht ohne, dass wenigstens eine offen gebliebene Frage soweit zu resümieren, dass ich glaube, diese Theorie ist ja der Versuch, etwas was ja im normativen Bereich von Habermas mal formuliert wurde, in eine Aktionstheorie oder im Sinne von Albert in eine Brückentheorie verwandelt zu werden. Und man müsste erst mal klären, was sozusagen die Alternative der verständigungsorientierten Öffentlichkeitsarbeit ist. Wäre das eine Konfliktzentrierte, eine Interessensgeleitete? Und dann könnte man eigentlich erst die Frage richtig beantworten, wie diese Theorie als Modell, als Ganzes, jenseits von Einzeleffekten gemessen werden kann. Und ich glaube das ist eigentlich auch die Arbeit für den Theoretiker, insofern ganz dein eigenes Gebiet. Ich danke dir.</p>

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **Ass.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht**: „Erzeugt die Interventionsforschung erst die Zielgruppen ihrer Intervention? Ein Diskussionsbeitrag zur Theorie-Praxis-Problematik aus dem Blickwinkel der angewandten soziologischen Migrationsforschung.“

SprecherIn	Diskussion
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Ja, vielen Dank, Herr Reinprecht für diesen sehr, glaube ich, sehr nahen, in unserer Perspektive auch neue Problemakzent setzenden Beitrag. Ich habe mir zwei Problemfelder notiert, die in Ihrem Vortrag für mich auffällig waren. Das eine war das Defizit Grundlagenforschung. Da würde es um die Frage gehen, Optimierung von methodischen Konzepten. Und das zweite ist die emanzipatorische Dimension. Hier will ich versuchen jetzt mal Advocatus Diaboli zu spielen, vor dem Hintergrund eines soziologischen Konzeptes von Nico Stehr, die Gegenfrage stellen: also Sie fragen ja, stigmatisieren hier Gruppen, die im Grunde in einer Auftragsperspektive, sagen wir mal, im weitesten Sinne staatlicher Verwaltung geschieht; nicht diese Gruppen und machen Sie zu Objekten von Verwaltungshandeln. Liefern Sie in gewisser Weise diesen Sozialtechniken aus. Und müssen wir da nicht eine alternative Strategie entwickeln? Meine Gegenthese in Führungszeichen, die ich Ihnen auch als Frage stellen möchte, würde lauten, trägt nicht Sozialforschung immer dazu bei, dass Wissensbestände für verschiedene gesellschaftliche Gruppen vermehrt werden? Die Frage ist nun, ob die Handlungskompetenzen mit dem Wissen wirklich wachsen, also die These von Nico Stehr lautet ja, wir wissen viel mehr über die</p>

	<p>Abläufe in der Gesellschaft, aber dadurch, dass es viele wissen und viele handeln, paralysieren sich diese Akteure. Und die Frage ist, ob nicht das Hauptproblem der Evaluationsforschung sogar auf der Ebene liegt, inwieweit wir sozusagen Praxisrelevanz erzielen können, gleichgültig ob es jetzt ein emanzipatorischer Kontext ist oder ein Andersgearteter. Also ich sehe nicht mehr so ganz sehr die Dichotomie zwischen einerseits, ich sag mal, top-down-orientierter Forschung und bottom-up-Perspektive, die mir natürlich beide irgendwie, nicht gleichermaßen nahe stehen, aber die ich gleichermaßen in ihrer Legitimität zu erkennen vermag. Weil es ist gar nicht so klar, ob staatliches Handeln heute noch so zum Durchgreifen überhaupt möglich ist und ob es wirklich richtig ist, dass die Soziologie sozusagen hier Objekte für administrative Handlungen schafft. Das möchte ich jetzt einfach mal gegenhalten mit Ihren eigenen Forschungsergebnissen nämlich, die noch sehr viel emanzipatorisches Potential zu enthalten scheinen.</p>
<p>Ass.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht</p>	<p>Ich bin ganz dankbar dafür, weil es war auch die Intention, dass man nicht verharren muss in der von Ihnen aufgeworfenen Perspektive, sozusagen wie Sie jetzt genannt haben, emanzipatorische Perspektive. Sondern ich glaube, dass aus der Perspektive der Interventionsforschung zwei Aspekte ganz relevant sind: das erste ist, man muss so weit es geht beharren auf der Autonomie der Forschung, das ist durchsetzbar. Die Erfahrung ist eigentlich interessanterweise, dass die Veränderung der Forschungslandschaft uns enorm entgegenkommt. Also, die feudalen Strukturen, wie ich das nennen würde, dass gewissermaßen Ministerien sagen, „dich hole ich mir und du machst mir das“, was dann in der Schublade verschwindet. Gott sei Dank werden diese unter anderem durch die Europäisierung etwas aufgeschwemmt, weil im europäischen Bereich findet das nicht statt, in dieser Form. Selbst wenn es Auftragsforschung ist, ist es kommunikativer. Das ist der eine Bereich. Ich glaube, dass man stärker und auch selbstbewusster Autonomie beanspruchen muss. Aber das zweite ist, und das ist genau, das habe ich angedeutet, das war genau der Versuch, eigentlich die beiden Perspektiven zu verschränken, auch durch eine integrierte Konstruktion. Das heißt zu sagen, ich mache ein Forschungsprojekt, das eine soziale Problemkonstellation im Fokus hat. Dazu brauche ich natürlich die Verantwortlichen der Stadt, die Planungswissen besitzen und auch Planungswissen generieren möchten. Aber ich brauche auch Repräsentanten der sozialen Gruppen, die gewissermaßen betroffen sind. Das ist natürlich ohne Delegationsprinzip, aber doch im Sinne eines eher diskursiv angelegten Verfahrens, so dass sich die Forschung stärker vielleicht auch diskursiv entwickeln kann. Damit man sozusagen nicht stehen bleibt auf dieser vermeintlichen Allianz, sondern dass man sich gewissermaßen in diesen schmerzhaften Prozess hineinbegibt, wo man sich auf verabschieden können muss, und zwar gemeinsam. Ich muss sagen, das war in diesem Fall interessant. Heißt noch immer nicht, dass die Handlungsempfehlungen dann umgesetzt werden. Das ist eine andere Frage.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Da müsste man dann eine begleitende Aktions-/ Interventionsstudie machen. Die wäre dann wieder nicht emanzipatorisch. Aber wenn Sie es so meinen, dann wäre es natürlich die geforderte Quadratur des Kreises, die aber eine interessante Herausforderung darstellt. Und Evaluationsforschung als Irritation und Ausgangspunkt für Reflexion, für</p>

	gesellschaftliche Reflexionsprozesse, glaube ich, ist ein Konzept, auf das man sich gut verständigen kann. Aber bitte.
Frage/Anmerkung aus dem Plenum	Eine Frage und zwar aus einer Erfahrung, die ich selber jetzt vor ein paar Tagen gemacht habe. Ich war auf einem Vortrag von Necla Kelek, die „Die fremde Braut“ geschrieben hat und „Die verlorenen Söhne“. Eine Diskussion, die in Deutschland sehr stark polarisiert und sehr stark teilt und mittlerweile auch in Österreich. Eine Migrationsforscherin, sie benennt sich und legitimiert sich als Soziologin, wirft ein paar Thesen auf und legitimiert ihre Thesen mit der Wissenschaftlichkeit. Es gibt 60 Migrationsforscher, die eine Petition schreiben und eine Gegenmeinung; argumentieren ihre Position. Und dann wird aber ihre Argumentation auch in Politik, in Maßnahmensetzungen oder in der Politikgestaltung präferiert, weil sie, eine bestimmte Argumentation natürlich auch nützt. Die Frage ist (...)
Prof. Dr. Peter Schmidt	(...) ob die 60 Migrationsforscher die Daten für sich haben oder die Frau.
Frage/Anmerkung aus dem Plenum	Die Frage ist, was macht man in so einem Fall, wo eigentlich der Machtdiskurs oder diese Ungleichheit von Macht, weil welche Ergebnisse nutze ich jetzt, wie man Politik gestaltet oder Politik auch macht? Also das ist für mich als Beispiel für Migrationsforscher, die aus den eigenen Ländern kommen und vollkommen diametral zu allen anderen stehen.
Prof. Dr. Peter Schmidt	Da ist ein schönes Beispiel für das Zitat von Smith. Ich meine, ich habe einmal eine Auseinandersetzung zwischen der Frau und den 60 Migrationsforschern, und das sind auch noch nicht alle. Dann müsste ich jetzt eigentlich gucken, was die empirische Befundlage ist und die 60 Migrationsforscher können sich auch täuschen. Und nach meinem wissenschaftlichen Standard würde ich jetzt fordern, ich muss mir jetzt genau die Sachlage angucken, weil auch die 60 können sich täuschen. Sonst verfolge ich nur die Mehrheitsmeinung. Aber das macht man nicht, das kostet viel Arbeit, Zeit, das machen die meisten nicht. Ich habe das mit der Zeit auch gesehen, habe ich auch bewundert. Aber ich habe ehrlich gesagt nicht den Arbeitsaufwand aufgebracht, mal zu prüfen: nur weil jetzt 60 dagegen sind ist das für mich als Wissenschaftler kein Beweis. Die Wissenschaft ist voll von Irrtümern über Jahrhunderte von Jahren und ich weiß nicht, wo das dann eine Kontroverse ist. Aber ich meine, ich gebe zu, das ist ein wunderbares Beispiel, aber wie gesagt, die Zahl der Leute würde mich noch nicht überzeugen.
Ass.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht	Noch dazu muss man sagen, es ist also der Konflikt zwischen der einen Frau und den 60 Migrationsforschern und der Konflikt zwischen einem Migrant und anderen Migrantinnen, also das sind verschiedene Ebenen. Ich sehe das gar nicht negativ, ich sehe das eher positiv, dass überhaupt gewissermaßen, nämlich auch genau diese Frage gestellt wird, z.B. das Wissen, das es gibt auch verfügbar zu machen. Das ist es. Wir haben ja viel Wissen, das wurde heute ständig angesprochen. Gerade aus der Evaluationsforschung, aus vielen kleineren Projekten, die relativ unzugänglich blieben. Das Wissen bleibt unzugänglich und das ist natürlich ein erheblicher Verlust oder das Wissen ist nur bestimmten Segmenten verfügbar. Und wenn wir das Ziel, in welcher Form auch immer, sei es über Datenbanken oder sogar über bestimmte Formen der Kumulation, Wissenskumulation. Wenn wir das erreichen könnten, hätte man diesbezüglich auch mehr an Diskussionsqualität. Dann ist die Diskussion noch immer wichtig, weil es natürlich auch entscheidend ist, diese Frage

	öffentlich zu diskutieren, aber die Forschung hat sozusagen mehr Legitimität.
Prof. Dr. Peter Schmidt	<p>Der Punkt ist ja auch, dass Campbell im Aufsatz „Experimental Society“, als da noch mehr Aufbruchsstimmung in den USA dazu war, betont hat, dass nicht nur die Verwaltung oder die Regierung diese Sachen hat, sondern jeder Bürger. Genau wie in der Medizin, kann ich jetzt, wenn irgendein Arzt mir was erzählt, dann kann ich jetzt sagen, ich gehe jetzt schnell zur Cockbright Colaboration. Dann sehe ich, dass die ganzen Empfehlungen, die mir der Arzt gegeben hat, Quatsch sind. Weil ich nachgesehen habe, der wissenschaftliche Stand ist ganz anders, wenn man das Problem hat. Das erlaubt mir als Patient viel mehr Macht. Das heißt mehr Kompetenz zu erwerben. Und ich denke, das ist nicht nur für Regierung oder Opposition, für jeden Bürger, für jede Gruppe, die Möglichkeit sich zu streiken. Und den Herrschaftsvorsprung, den jetzt die Verwaltung hat, auch ein Stück mehr auf gleiche Ebene zu bringen. Das finde ich auch noch einen wichtigen Punkt. Wenn jeder Bürger die Möglichkeit hat, das kritisch zu hinterfragen.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Vielleicht ist es auch „social engeneering“ schon, im aufgeklärten Sinne wie es Herr Schulz angesprochen hat, ja auch eins, was eigentlich das emanzipatorische Moment sozialwissenschaftlicher Forschung da mitdenkt. Anders ausgedrückt, wenn ich ein Bild habe von Menschen, die zu verwalten sind, also Objekte meiner Handlungen und ich ihre Motivation, ihre Interessen berücksichtige und Konflikte, die sie haben, habe ich eigentlich von vornherein einen eingeschränkten Aktionsradius. Und das ist ja auch das, was Stehr dann sagt, dadurch, dass ich das verallgemeinere, kommen immer emanzipatorische Elemente auch in die Gesellschaft hinein. Insofern würde ich Ihre Grundthese noch mal lokalisieren wollen, weil das ist eigentlich etwas was man normativ fordern muss, sondern was eigentlich tagtäglich stattfindet. Peter Schmidt hat das Beispiel von Hartz 4 angesprochen in Deutschland. Das ist ja im Grunde der Versuch gewesen administrativ ein Problem, natürlich am untauglichen Objekt, in dem Falle der Arbeitsmarktregulierung zu lösen, was eigentlich Knappheit von Arbeitsplätzen heißt. Und was nicht bedacht wurde, war, dass dann ein emanzipatorisches Moment sich vollzieht, was da heißt, die Leute sind sehr viel bereiter heute Hartz 4 in Anspruch zu nehmen als es früher mit der Sozialhilfe der Fall war. Die Kosten sind also explodiert, es hat kontraproduktiv gewirkt. Aufgrund dessen nämlich, dass, ich möchte gerade sagen, dass unvermeidlicherweise jede sozialwissenschaftliche Forschung bis zu einem gewissen Grade auch immer ein solches emanzipatorisches Element enthält. Insofern würde ich die Alternative gar nicht mehr so akzeptieren wollen, sondern sagen, eine aufgeklärte Evaluationsforschung müsste eigentlich von vornherein die Verknüpfung dieser beiden Perspektiven mitdenken. Weil wir haben es eben nicht mit Pawlowschen Hunden zu tun, die auf Klingelzeichen reagieren und wo es nur darum geht, jetzt kausale Thesen, in diesem mechanistischen Sinne zu entwickeln, die uns erlauben: ich mache A und es kommt B heraus. Sondern wir müssen eben damit rechnen, dass es entsprechende Veränderungen der Motivation des Wissens bei den Gruppen gibt, die sich dann entweder stigmatisiert fühlen oder motiviert fühlen, zu was auch immer, verändert werden. Und dadurch kommen wir eigentlich zu einem Begriff von Evaluationsforschung der multiperspektivisch</p>

	<p>ist. Wir haben ja begonnen mit einem auftragsorientierten Evaluationsbegriff, der sich dann auch problematisieren ließ, im Vortrag von Herrn Schulz, als einer, der dann in Praxis so gar nicht umgesetzt werden kann und ganz andere Möglichkeiten dann auch noch bietet. Und wir haben jetzt in Ihrem Vortrag die entsprechende emanzipatorische Komponente, die man der administrativen Perspektive grundsätzlich entgegenhalten kann und kämen jetzt eigentlich zu der Frage, lässt sich das in irgendeiner Weise auf einer höheren Ebene verknüpfen? Und das wäre, glaube ich, die Herausforderung, auch im Sinne dessen, was Sie angesprochen haben, was souveräne und eigenverantwortliche Wissenschaftler sind, die zwar praxisorientiert sind, aber nicht parteigebunden im Sinne einer Einzelgruppe. Ich bedanke mich noch mal und würde jetzt in Anbetracht der fortgeschrittenen Zeit gleich zum letzten Vortrag überleiten wollen.</p>
--	--

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **Dr. David F.J. Campbell**: „Evaluation von wissenschaftlicher Forschung im internationalen Vergleich.“

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Vielen Dank, Herr Campbell. Sie haben es geschafft am Ende unserer Veranstaltung den Bogen gleich mehrfach zu schließen. Als erstens haben wir ja letzte Woche verhandelt über Fragen der international vergleichenden Forschung; das haben Sie hier nochmals aufgegriffen. Sie haben das auf den Bereich der Evaluationsforschung bezogen und das auch noch universitär zentriert, was auch noch mal einen doppelten Rückbezug ermöglicht sozusagen. Das ist ein klassischer Ansatz der systemisch vergleichenden Forschung, der traditionell eher der administrativen Ebene zugeordnet ist. Es sind ja auch Forschungen, die beispielsweise von Nationalstaaten in Auftrag gegeben werden und die durchaus unter Umständen einen emanzipatorischen Aspekt beinhalten können. Also wenn ich die Pointe richtig verstehe am Ende, heißt es doch, dass die Angst vor der Evaluation, die ja in der Universität auch immer wieder zu beobachten ist, uns berechtigt oder nicht. In diesen Aspekten die die Internationalisierung auch betreffen, keine Angstprozesse im Reinprechtschen Sinne auszulösen brauchen, sondern gegebenenfalls sogar emanzipatorische sozusagen die europäische Fahne im Wissenschaftsprozess verstärken könnten. Wäre das in Ihrem Sinne? Weil das ist natürlich eine Frage, die alle irgendwo betrifft. Sie wollten das vielleicht gleich kommentieren und dann antworten?</p>
Frage/Anmerkung aus dem Plenum	<p>Weil ich denke es ist in dem Zusammenhang auch zu sehen, dass Evaluationsfragen nicht nur gegenwärtige Zustände aufzeigen, sondern quasi Entwicklungsprozesse triggern, indem sie entweder „game playing“ auslösen, wovon die Rede war oder indem sie ihrem Typ von Verfahren, indem aus Zeitgründen zu Recht gar nicht die Rede war, dezidiert Kriterien vorgeben, auf die hin sich das Universitätssystem entwickeln soll. Und da wird natürlich auch die Frage entstehen, woher kommen diese Kriterien, welche</p>

	<p>Prozesse stehen da dahinter, welche Definitionen, welche Aushandlungsprozesse. Und da geht es schon auf eine ganz andere Ebene als im einfachen Indikatoren-Messen. Und das quasi als Fußnote zum wunderbaren Vortrag vom David.</p>
<p>Dr. David F.J. Campbell</p>	<p>Ich meine, es hat ja früher sozusagen diese Phrase von Sozialisten und Realsozialismus gegeben; es gibt die Phrase von der Demokratie und der Realdemokratie, es gibt die Marktwirtschaft und die reale Marktwirtschaft, das ist auch ein Bereich der Evaluation. Es gibt die Evaluation, idealtypisch und die reale Evaluation. Reale Evaluation sozusagen kann nicht das einlösen, was man idealtypisch der Evaluation zuschreibt. Wir haben am Anfang diese taxative Liste gehabt, was alles theoretisch Evaluation leisten sollte. Gleichzeitig würde ich auch sagen, dass Evaluationen auch einfach Chancen und Potentiale haben. Ich würde das sozusagen nicht überbewerten. Ich würde das als ein Set sehen von Strategien etc. sehen, um sozusagen institutionelle organisatorische Universitäten, universitäre Forschung weiterentwickeln zu können. Und es hat darüber hinaus auch diesen interessanten erkenntnistheoretischen Bogen; das eigentlich sozusagen mit dem Punkt, wo wir versuchen so etwas wie universitäre Forschung zu evaluieren und gleichzeitig auch die Möglichkeit zu haben, wahnsinnig viel zu lernen, über universitäre Forschung.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Gibt es weitere Kommentare?</p>
<p>o. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Schulz</p>	<p>Ich habe noch eine technische Frage: wie haben Sie das gemacht, wo ist die Datenbasis her?</p>
<p>Dr. David F.J. Campbell</p>	<p>Die USA publizieren jedes Jahr diesen „Science and Engineering Indicators Report“. Das ist eine Schwarte, der hat 1.500 Seiten, den kann man sozusagen downloaden aus dem Internet. Die USA beauftragen sozusagen Auswertungen zu machen. Die sozial aggregierten Daten werden da durchgehend publiziert, die letzten 10, 15 Jahren. Ich habe diese Daten genommen und die Daten zur Finanzierung universitärer Forschung sind OECD-Daten. Das heißt, das ist jederzeit nachrechenbar. Für mich war eben das interessante, dass das Bild eigentlich europäischer universitärer Forschung besser ist, als wenn sie Umfragen machen würden. Und der öffentliche Entscheidungsträger, universitäre Entscheidungsträger, das Profil Europas, würde ich mal sagen, vielleicht stimmt es nicht, es wird oft schlechter eingeschätzt werden als die Indikatoren tatsächlich andeuten. Eine Strategie ist, mehr europäische Journals da hinein zu nehmen, aber das sagt auch was aus über die Reputation europäischer Forscher. Also wenn diese Datenbanken auf das reagieren, dann glaube ich, ist mit einer gewissen Zeitverzögerung sozusagen reflektiert, dass die Reputation Europas jetzt eine andere ist als vor 10, 15 Jahren.</p>
<p>o. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Schulz</p>	<p>Mit dem Patentrecht nämlich, sind die anderen noch immer vorne, aber das betrifft die technischen und weniger die Sozialwissenschaften. Die EU diskutiert ja dauernd; sie kommen ja dauernd daher, wir müssen die Vereinigten Staaten in Science, Space, Society einfach überholen, das ist ja der große Schlager.</p>
<p>Dr. David F.J. Campbell</p>	<p>Also man sagt im Grunde, es gibt die Bibliometrie einerseits und die Patente andererseits. Im Bereich der Bibliometrie sind die Bahnen noch schwach, im Bereich der Patente sind die Bahnen immer sehr stark, was die Masse der Patente betrifft. Und dann kann man sagen, was die Situation ist bei den Publikationen. Aber dann gibt es das Problem, also die Herausforderung, also wenn sie die Patente anschauen, ist die Masse der IT-Patenten</p>

	<p>sehr groß und die Zahl der biotec-Patente wesentlich kleiner. Und die Amerikaner sind sehr stark in biotec-Patenten. Man kann sagen, ein IT-Patent ist billiger, aber biotec-Patente haben theoretisch eine längere Nachhaltigkeit.</p>
Prof. Dr. Peter Schmidt	<p>Ich hätte da noch zwei kleine Fragen: hat man diese Analyse auch für Sozialwissenschaftler jetzt gemacht? Das war ja eine globale, aggregierte Analyse, habe ich verstanden, über alle Wissenschaften. Gibt es so etwas auch für Sozialwissenschaften, also wo der Trend ähnlich ist? Und die fangen ja bei einem niedrigeren Niveau an, die Sozialwissenschaften.</p>
Dr. David F.J. Campbell	<p>Ja genau. Was ich damals gemacht habe, ich habe es nachberechnet. Also das hier wäre jetzt die europäische Parzellierung in Sozial- und Naturwissenschaften, wobei die Masse der Publikationen im Bereich der Naturwissenschaften ist. Man kann sagen, das ist zu 80% die Naturwissenschaften. Wenn man nur die Sozialwissenschaften hernimmt, wäre Europa sozusagen tiefer und die USA höher, aber der Trend ist analoger ist. Wir können erwarten, dass in 10, 15 Jahren im Bereich der Sozialwissenschaften eine ähnliche Parität hergestellt ist, wie in den Naturwissenschaften. Das heißt auch die lokalen Sozialwissenschaften in Europa sozusagen gehen in solche Globalisierungsstrategien.</p>
Prof. Dr. Peter Schmidt	<p>Und die zweite Frage war: das hier ist eine richtige Black-Box-Evaluation noch mal. Wir sehen jetzt also genau ein Ziel, wir wollen Effizienz in der Forschung oder viele Publikationen. Jetzt kann man sehen, man erreicht das sehr gut sogar. Wenn man sich die Frage stellt, warum ist das so. Also der Prozess, wie der zustande gekommen ist. Müsste man jetzt unabhängige Variablen haben irgendwie auf der Ebene nationaler Bildungs- und Wissenschaftssysteme oder auf EU weiter Statistik wie Eurostab oder so was?</p>
Dr. David F.J. Campbell	<p>Ich werde jetzt mit einem ironischen Beispiel anfangen, für die Aussage: also in Großbritannien hat es gegeben 6 Evaluationszyklen, wobei der Letzte ist jetzt 2008. Sehr lustig, wo andere Länder stark auf Großbritannien schauen, auch die Australier. Internation gibt es diese Schwingungen – Australien hat dieses Indikatorensystem – „peer review“ einzuführen, mit Querverweis auf Großbritannien. Und Großbritannien ist in Diskussion, sollen wir dieses aufwendige System behalten oder quasi zum Indikatorensystem gehen. Das sind also diese Schwingungen. Jetzt hat es den einen Effekt gegeben, dass im Schnitt tendenziell sozusagen über die einzelnen Evaluationszyklen ist das numerische Grading oder Ranking der Forschung immer noch höher gegangen. Die Noten sind mit jedem Evaluationszyklus quasi besser geworden. Das hat dazu geführt, dass man im 5. Ranking auf die beste Note noch eine höhere Note gegeben, damit man keinen Skaleneffekt hat. Und die große Frage ist, wie interpretieren Sie das? Ist jetzt wirklich die Qualität der Forschung besser geworden oder heißt es, man hat bessere Noten bekommen oder heißt es nur, dass der Partner besser gelernt hat. Es war lustig mit dem 6. Ranking, da man wieder eine neue Notenskala eingeführt, wobei da ist man quasi wieder draußen gewesen aus dem Trend. Also wie bewertet man das? Ich meine so kann es verschiedene Szenarien geben. Ich meine im Grunde würde ich so argumentieren, also ich würde diese Evaluationen nicht überbewerten, aber wahrscheinlich als Teil eines Qualitätsmanagements und dergleichen werden Evaluationen eine gewisse Nachhaltigkeit haben. Es wäre natürlich auch absurd zu</p>

	<p>sagen, z.B. 15, das ist aggregiert. Da gibt es ja Länder drinnen, die haben diese komplexen Evaluationssysteme. Ich würde sagen, Evaluationen haben gewisse Potentiale. Also z.B. die Frage sich zu stellen, was ist Qualität im Bereich universitärer Forschung. Wenn Sie keine Evaluation haben, können Sie dieser Frage im Grunde ausweichen. Das ist eben das Problem, gehen Sie z.B. her, mit den OECD-Statistiken. OECD-Statistik definiert sozusagen Grundlagenforschung: ein Absatz, angewandte Forschung ist, experimentelle Entwicklung ist. Und dann frage ich „so what?“. Wenn Sie Definitionen lesen und die Frage, wie interpretiert man so etwas. Im Bereich der Rechtswissenschaft können Sie lesen, Definition der Gesetze, ohne Anwendung tun Sie sich schwer. Was die OECD dann entwickelt hat sind Routinen, Procedere der Übersetzung oder konkrete Anwendungen sozusagen dieser Daten, Indikatoren. Es gibt Schleifen, das heißt, das ist immer der Vorteil von solchen Daten dieser Organisationen. Experten finden sich zusammen, dann gibt es immer neue Standardisierungsversuche. Der Punkt ist sozusagen dadurch, dass es die Debatte gibt einer Evaluation oder einer eventuellen Evaluation, die Qualität universitärer Forschung, muss sich das System ernsthaft damit auseinandersetzen. Was ist universitäre Forschung, was ist deren Qualität? Weil sonst, warum soll man sich die Mühen machen, das versuchen zu definieren.</p>
<p>Prof. Dr. Peter Schmidt</p>	<p>Ich meine, einen ganz kleinen Nachteil: was ich gesehen habe, dass praktisch Image durch nachprüfbare Zahlen ersetzt wird, ist, da fallen mir zwei Beispiele ein, eines aus England, eines aus Deutschland. Es war klar, dass z.B. Oxford und Cambridge galten immer als die besten Unis, und Cambridge ist sicher weltweit immer noch die Beste. Aber im Bereich der Sozialwissenschaften hat Essex Cambridge und Oxford und London School hinter sich gelassen, nach all denn Indikatoren. Nach dem Image hätte das keiner erst mal gedacht. Das hat jetzt den Vorteil nach solchen Indikatoren natürlich die Newcomer eher eine Chance kriegen, eine Anerkennung zu kriegen für ihre Leistung. Oder in Deutschland z.B. in Köln die Betriebswirtschaft und die Wirtschaftswissenschaft galt als beste in Deutschland, aber die sind eigentlich völlig überfüllt. Und bei den Indikatoren hat Mannheim Köln weit hinter sich gelassen in der Wirtschaftswissenschaft. Das heißt, das ist natürlich auch ein Vorteil, dass man sagen kann durch solche Indikatoren wird das Image, das eigentlich viel länger hält bei bestimmten Gruppen als die Realität ist, wird durch eine solche Betrachtungsweise ersetzt. Das kann der Vorteil sein, hat viele Probleme auch. Aber das habe ich nur gesehen an zwei Beispielen wie in England mit Essex und Cambridge oder in Deutschland mit Köln, Mannheim.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Da ist er normalerweise motiviert nach oben zu kommen und wenn er durch eine bestimmte Skalierung auf dieses kompetitive Denken hin orientiert wird, hat er eine größere Chance es auch zu erreichen. So wäre jetzt die Quintessenz.</p>